

XVII. Genese von literarischer Bedeutung durch strukturelle Selbstähnlichkeit

Dekonstruiert werden auf diese Weise Bedeutungen (bzw. semantische Werte), die in modalen Kontexten der Linearität (Schrift) oder der Fläche (Bild) eingebettet sind, zugunsten eines vieldimensionalen, fraktal gebrochenen Raums, in dem sich das, was zuvor als Referenzbeziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem eingeschrieben war, nun in Form der Dynamik emergenter Prozesshaftigkeit entfaltet. Dabei erweisen sich die imaginären Figurationen einer erzählten Welt, die vom Bewusstsein des Lesers in simultaner Interaktion mit dem literarischen Text und der subjektiven Wirklichkeit hervorgebracht werden, durch Strukturen der Selbstähnlichkeit – wie in der fraktalen Geometrie – als mit diesen Bezugssystemen und deren Komponenten rückgekoppelte. Auf diese Weise wird Bedeutung nicht mehr im Sinn einer passiven Abbildung von Merkmalen der Außenwelt verstanden, sondern, wie Francisco Varela schreibt, durch Interaktion des Gehirns mit seiner Umwelt erzeugt.¹ Das, was dabei als Bedeutung emergiert, ergibt sich, systemtheoretisch gesprochen, als kohärenter Attraktor, der durch übergreifende neuronale Muster vor dem Hintergrund inkohärenter Aktivität entsteht.² Bedeutung kann so als »kreative Dimensionierung [...] auf der Grundlage einer Lebensgeschichte«³ verstanden werden, die, wie am Beispiel des Erzählers in Morshäusers *Berliner Simulation* gezeigt, auch für das literarische Erzählen von eminenter Bedeutung ist.

An dieser Stelle ist dem Einwand zu begegnen, dass doch das umfassendere Bezugssystem in dieser Triade, nämlich die subjektiv erlebte Wirklichkeit des Lesers, die beiden anderen Positionen als Elemente bereits enthält,

1 Vgl. F. Varela: Kognitionswissenschaft – Kognitionstechnik, S. 109.

2 Vgl. ebd.

3 Ebd.

sodass die topologische Beziehung zwischen ihnen sich gar nicht als Interaktion beschreiben lässt, sondern als Enthalten-sein-in im Sinne mereologischer bzw. mengenmäßiger Definition. Somit wäre sowohl der literarische Text in dieser Wirklichkeit enthalten, also Teil von ihr, wie auch das erlebende Subjekt von (s)einer Wirklichkeit umgeben ist, die, sofern sie von anderen geteilt und nicht solipsistisch hypostasiert wird, dieses gewissermaßen als Bestandteil oder, mit mehr Handlungsorientierung gedacht, als Agent umgibt. Dabei würde jedoch unterschlagen, dass das wahrnehmende Subjekt seine Wirklichkeit durch Interaktion mit der objektiv vorhandenen Umwelt allererst hervorbringt. Der Eindruck, dass es in ihr enthalten sei, weil es von ihr umgeben ist, ebenso wie der Text ja immer nur in einer Umgebung vorkommt, geht darauf zurück, dass die Hintergrund-Prozesse des emergenten Hervorbringens von Wirklichkeit der naiven Beobachtung unzugänglich sind. Sobald diese in den Neuro- bzw. Kognitionswissenschaften der Betrachtung zugänglich gemacht werden, entpuppt sich jener Eindruck jedoch als Scheinphänomenaler Wahrnehmung, der sich durch neuronale Aktivitätsmuster erklären lässt, die im Gehirn in netzwerkartig verteilter Form vorkommen.⁴

Logisch gesehen ist zudem mit diesem Eindruck eine *Petitio principii* verbunden, sofern das Zustandekommen der Wahrnehmung als das zu Erklärende (Explanandum) nicht als Ergebnis eines neuronalen Hintergrundprozesses interpretiert, sondern im Sinne einer bloßen Abbildung (Repräsentation) einer bereits gegebenen Wirklichkeit verstanden wird. Der Prozess der Genese von Wahrnehmung resp. Wirklichkeit, der eigentlich erklärt werden soll, wäre somit bereits als Gegebenheit, nämlich als Eindruck des Umgeben-seins, in den Voraussetzungen/Prämissen (Explanans) enthalten. Um diesen Zirkelschluss zu vermeiden, wird das Paradigma der abbildenden Repräsentation durch die Kategorie kybernetischer Interaktion ersetzt, die über performative Input-Output-Rückkopplungen das Phänomen erst hervorbringt, das andernfalls zirkelartig als Voraussetzung und zugleich Ergebnis des unvermittelten Umgeben-seins (von Wirklichkeit) die Einsicht in neuere Formen des epistemischen Designs der Genese von Wirklichkeits-Wahrnehmung antinomisch verwehren würde.

In Hinsicht auf die Praxis der Lektüre führen diese Überlegungen des Weiteren zu der Frage, ob man als Leser, also während man liest, denn überhaupt mit der Wirklichkeit verbunden ist oder nicht vielmehr mit der Imagi-

4 Vgl. dazu die Kapitel »Die Repräsentationen verlassen die Szene« und »Das Hervorbringen von Wirklichkeit. Beispiele«, ebd., S. 97-109.

nation einer solchen als erzählter Welt. In der Tat scheint es so zu sein, dass wir, indem wir den Text auf unserer mentalen Bühne zur Aufführung bringen, die umgebende Wirklichkeit sozusagen ausblenden. Und solange wir dies tun sind wir gewissermaßen, wie man sagt, aus der Welt, weil die Konzentration auf den Text als Vergegenwärtigung dessen, was in ihm zur Sprache gebracht wird, unsere ganze Aufmerksamkeit verlangt. Dennoch ist ein solches instantanes Verständnis von Wirklichkeit nicht genug, weil damit nicht all das zum Ausdruck gebracht werden kann, was dem Subjekt als wirklich gilt. So kommt es während der Rezeption nicht nur zur oberflächlichen Immersion mit der vom Text evozierten Welt, vielmehr werden auch explanatorisches Hintergrundwissen und vor allem die mit seiner Identität verbundenen Erfahrungen, weltanschaulichen Überzeugungen und sogar die mit früheren Stufen/Zuständen/Befindlichkeiten des eigenen Selbst verknüpften, qualitativen Wahrnehmungsinhalte aus der Erinnerung des lesenden Subjekts durch Interaktion mit der erzählten Wirklichkeit aufgerufen bzw. reaktualisiert. Es lässt sich daher sagen, dass die so verstandene Lektürepraxis nur bei oberflächlicher Betrachtungsweise als Weltflucht charakterisierbar wäre. In Wahrheit verhält es sich aber doch so, dass dem lesenden Subjekt sich erst dadurch Dimensionen von Wirklichkeit erschließen, die andernfalls, also ohne den Akt der inneren Aufführung des Textes und den damit verbundenen Prozessen der Reflexion, der Selbstprüfung bestehender Wissens- und Erfahrungsbestände mit der Möglichkeit ihrer anschließenden Revidierung, überhaupt nicht da wären oder nur rudimentär entwickelt blieben.⁵

5 Dies gilt freilich mindestens in gleichem Maße für die Seite expressiver Produktion. Auf welche Weise Selbstfindung und Selbsthervorbringung dabei in der »Figur der Selbstbeschreibung« zusammen gehen, präzisiert im Folgenden Emil Angehrn: »Auf der anderen Seite entdecken wir uns selbst im Ausdruck. Wir werden mit uns selbst bekannt, finden die eigene Stimme im Gespräch mit anderen. Wir lernen unsere Leidenschaften und Gefühle kennen, begegnen unseren Ängsten und Phantasien im Versuch, sie auszudrücken und differenziert zu beschreiben. Wir werden uns klarer über uns selbst, können uns im Ausdruck gleichzeitig hinterfragen, Vorurteile aufdecken, uns selbst korrigieren und uns um die Übereinstimmung mit uns bemühen. Der Ausdruck ist Arbeit an uns selbst, eine Tätigkeit des Durchleuchtens und Genauer-Sehens, möglicherweise auch des Zurückkommens und Zurechtrückens. Selbsterkenntnis auf den Wegen des Ausdrucks, auch den erst zu bahnenden, freizulegenden Wegen des Ausdrucks ist nicht nur ein Registrieren, sondern eine Selbstaufklärung und ein Mit-sich-ins-Reine-Kommen – wenn auch nie gefeit vor der Gefahr des Sich-Täuschens, ja, des Sich-Verdeckens und Sich-Verstellens.« Emil Angehrn: *Sein Leben schreiben. Wege der Erinnerung*, Frankfurt a.M.: Klostermann 2017, S. 24.

